

(Nachdruck verboten.)

26] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

Nur noch wenige Schritte, und sie waren auf dem Plage bei der Steineiche, den er ihr als Stelldichlein der Jagdgesellschaft vorgepiegelt hatte. Es war niemand dort als sein Knecht mit den beiden Pferden und noch ein in einen Mantel gehüllter Reiter, der eine schwarze Maste vor dem Gesichte trug. Dieser sprengte gegen den Junker an, der ihm zurief: „Geschwind Deinen Mantel, damit ich der wilden Kage den Mund verstopfe.“ Während jener dem Junker den Mantel zuwarf, riefen zwei Stimmen zugleich: „Halt! Halt!“ und Hans und Kaspar, welche durch die fortwährenden Rufe um Hilfe von ihrem Wege abgelenkt worden, brachen aus dem Gebüsch hervor und stürzten sich, ihre Schwerter ziehend, auf die Mädchenräuber. Es war dem Junker Zeisolf noch nicht geglikt, Gabriele den Mantel über den Kopf zu werfen und er hatte nur noch so viel Zeit, sie seinem Spießgefell hinreichend, damit er sie auf das Pferd nehme, als er schon von Hans, der ihn auf den ersten Blick erkannt hatte, mit einem Wuthschrei angefallen wurde. Während der Junker von Rosenberg sein kurzes Jagdschwert aus der Scheide riß, schrie Gabriele vor Schmerz gellend auf. Sie hatte sich den Armen des maskirten Reiters entwunden und dieser griff ihr in das Haar. Der Federhut war ihr schon im Ringen mit dem Junker Zeisolf entfallen. Kaspar stürzte sich auf den Reiter und dieser mußte seine schöne Beute wohl fahren lassen, wenn er nicht wehrlos niedergestochen werden wollte. Die schöne Gabriele entfloh mit lautem Geschrei in den Wald; die beiden Freunde kämpften mit stummer Erbitterung, Hans wie ein Rasender gegen den Junker Zeisolf.

Plötzlich erscholl der Ruf: „Auf sie! Auf die Junker!“ Fünf bis sechs unheimlich wüste Gestalten, die mit Axten, Schwertern, Büchsen und Spießen unterschiedlich bewaffnet waren, tauchten unter den Bäumen hervor und warfen sich auf den Junker von Rosenberg und seinen Helfershelfer. Der Kampf währte nicht viel länger als eine Minute. Es gelang dem wilden Zeisolf in den Sattel zu springen und gefolgt von seinem Spießgefell und dem Reitknecht, stoben alle drei westwärts. Die Banditen, wie man die Heimathlosen nannte, stürzten ihnen nach. Kaspar hatte in ihrem Anführer den aus Ohrenbach vertriebenen Leibeignen Konz Hart erkannt und er starrte den unerwarteten Helfern noch einen Augenblick nach, ehe er sich nach seinem Freunde umschau. Hilf Himmel! Hans Lautner lag am Boden und sein Blut färbte das welke Laub roth. Zeisolf von Rosenberg hatte seine lange Klinge unterlaufen und ihm sein Jagdschwert in die Brust gestossen. Kaspar warf sich neben ihn nieder und hob mit stummem Jammer sein Haupt auf seine Kniee. Er war ebenso bleich wie Hans, dessen Blut fort und fort rann. Kaspar sah sich allein mit dem sterbenden Freunde, aus dessen Mienen allmählig der wilde Kampfzorn wich. Ueber ihnen breitete die alte Steineiche ihre mächtigen, noch kahlen Aeste aus und unweit von ihnen graste friedlich Gabriele's Rappe. Hans richtete seine Augen mit einem unbeschreiblichen Blick auf den Freund und bewegte die bleichen Lippen. Kaspar neigte sein Ohr dicht zu dessen Mund.

„Die Ahne,“ flüsterte er nach einer Weile. „Sag' ihr —“ „Ja, Hans, ich weiß, was ich ihr sagen soll,“ rief Kaspar mit einem kläglichen Gesicht. „Um Gottes willen, stirb nicht! Ich höre Geräusch. Es kommt Hilfe. Hans, lieber Hans!“

Ein Lächeln glitt über das Gesicht des jungen Goldschmiedgefellens. „Kathe!“ hauchte er kaum vernehmlich, und in diesem Hauch erlosch sein Leben.

„Hans! Hans! Hans!“ ächzte Kaspar und starrte auf das bleiche Gesicht, dem der Tod sein Gepräge aufzudrücken begann.

Das Haupt desselben auf seinem Schooße, saß er unbeweglich. Wie lange, wußte er nicht. Und es war ihm anfangs wie ein Traum, als es dann unter den Bäumen lebendig wurde. Die Waidegesellschaft, Herren und Damen, Jäger-

knechte, Treiber, Hundejungen, welche die Meute führten, tauchten bei der Eiche auf. Der Hirsch war erlegt und die Jäger hatten sich fröhlich zum Imbiß begeben wollen, der ihrer freilich an einer ganz anderen Stelle als unter der Steineiche harrte, als das Hilferufen Gabriele's von einigen vernommen und sie aufgesucht worden war. Wäre die alte Steineiche nicht dem Schultheiß und dem Waldbogt bekannt gewesen, Gabriele hätte sie nicht wiederzufinden vermocht. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie auf die Leiche des armen Hans. Ihr Haar war zerzaust, ihr Jagdkleid von dem Ringen mit dem Junker in Unordnung und von dem Gesträuch, an dem es auf ihrer Flucht hängen geblieben, zerrissen, die Schleppe hing in Fetzen.

Während ein paar Jagdknechte ihren Rappen einsingen und mit Schnüren, die sie wegen der Hunde im Notfall bei sich führten, den zerplakten Sattelturm wieder haltbar machten, stieg Wernizer, dessen Miene noch finsterner war als gewöhnlich, vom Pferde und trat an die Leiche Hans Lautners. Seine Untersuchung überzeugte ihn, daß für Hans jede Hilfe zu spät kam. „Er ist todt,“ sagte er, und die Worte fielen klanglos in die Stille, in welcher die Umherstehenden seine Entscheidung erwarteten. Aus Kaspar's Kehle rang sich ein Laut wie ein unterdrücktes Aufschluchzen. Der Schultheiß von Wernizer winkte seinen Waldbogt und sprach mit ihm, Sabine lenkte ihren milchweißen Felter zu Gabriele heran und sagte leise: „Das ist der arme hübsche Mensch, der Dir Dein goldenes Kränzlein brachte.“ Die feinen Brauen Gabriele's zogen sich finster zusammen. Was kümmerte sie der arme Geselle, der für sie gestorben war? Oder dachte sie an denjenigen, welchen sie kurz zuvor dem Stahle des Rosenbergers überantwortet hatte? Ein Jagdknecht brachte ihren Hut, den er aufgelesen, ein anderer führte ihren Rappen heran.

„Ich danke Euch für Euren Beistand, guter Freund. Meldet Euch in der Stadt bei mir um eine Belohnung.“ So sprach sie zu Kaspar, der unterdessen dem Freunde die verglasten Augen geschlossen und die Leiche sanft auf den Boden gelegt hatte.

„Belohnung?“ fuhr er zornig auf. „Kann Euer Geld den da wieder lebendig machen, der für Euch gestorben ist?“

Sie wandte sich ab, machte sich zurecht und der herbeigeeilte Junker Hermann von Hornburg durfte sie auf den Rappen heben. „Die Jagd ist für heute zu Ende, meine Herrschaften; kehren wir nach Endsee zurück,“ sprach der Schultheiß laut.

Der bunte Schwarm verzog sich. Nur der Waldbogt blieb mit zwei Jägerknechten und einigen Treibern zurück. Während diese junges Stangenholz abhieben und eine Bahre herstellten, ließ er sich von Kaspar über sich und seinen Freund und den Hergang bei der Eiche genaue Auskunft geben. „Aber das ist eine unerhörte Frechheit von dem Junker!“ rief der schon graubärtige Waldbogt. „Er muß sich besser wie ich in diesen Wäldern auskennen, wenn er hoffte, mit dem Fräulein ungefährdet die Lauber zu erreichen. Das geht ihm an den Hals, der Jungfernraub.“

„Ne, sie hanteln bloß die kleinen Diebe,“ gab Kaspar bitter zurück.

Der Todte wurde auf die Bahre gelegt, und Kaspar breitete den Mantel über ihn, den der verlarvte Reiter auf dem Plage zurückgelassen hatte. Wer derselbe gewesen, vermochte er nicht anzugeben; er schloß aber aus dessen gelbem Haar und seiner Beleidtheit, daß es Philipp von Finsterlohr gewesen sei. Von dem Erscheinen der Heimathlosen schwieg er um Konz Hart's willen gegen den Waldbogt ganz. Der traurige Zug ging nach Gumpelsdorf, welches das nächste Dorf an der Landstraße war. Dort wurde ein Ackerwagen mit einer Strohschütte in Anspruch genommen und Hans darauf gebettet. Die Dörfler kamen zu Haus.

Die Weiber weinten bei seinem Anblick und beklagten ihn, daß er so jung hätte sterben müssen. „Was gilt das Leben von unsereinem den Herren?“ rief Kaspar mit schneidender Bitterkeit. Die Männer schwiegen mit finsternen Blicken; sie scheuten den Waldbogt des Rentamts, der von hier aus mit seinen Leuten nach Endsee zurückkehrte. Nur der älteste Jagdknecht sollte die Leiche nach Rothenburg begleiten, um den Stadtrichter vorläufig zu berichten.

Der Zug hatte nur eben das Dorf verlassen, als Kaspar

die tiefe Stimme des langen Viehhart vernahm, welcher rief: „Himmliſcher Herrgott, der Lautner!“

Kaspar ließ den Wagen halten, und der ehemalige Kriegsknecht klagte: „O weh, o weh, Du junges Blut! Und ich hatte vermeint, daß er uns noch zum Tanz aufspielen würde.“ Er schüttelte den Kopf, und zwei Thränen rollten ihm aus den großen runden Augen in den Bart.

„Wider den Rosenberger ist er gefallen.“ sprach Kaspar dumpf.

Die Riesengeſtalt des anderen ſtreckte ſich jäh und die Faust gen Weſten ſchüttelnd, rief er zornig: „Und hat ihn der Rothbart erſchlagen, ſo ſoll er ſich löſen mit ſeinem eignen Leben. Die Sonne droben, die hört mich. O, Du armer Bub!“

Kaspar fragte ihn, wohin ſein Weg ginge? Er wollte nach Ohrenbach.

„Iſt's was Wichtiges oder kann ich's beſtellen?“ fragte Kaspar, und mit einem bedeutungsvollen Blick auf die Leiche fügte er hinzu: „Wenn Ihr ihm das Geleit geben wolltet? Ich muß halt nach Ohrenbach.“

„So mach' fort! Ich neid' Dir nicht die Botſchaft. Wenn Du vor Zwiſelicht zurück biſt, ſo find'ſt mich noch bei meinem Schwager im Rothen Hahnen. Den Simon ſprech' ich ein andermal.“ Damit wandte er ſich und ging mit ſeinen großen Schritten dem langſam vorangefahrenen Wagen nach, während Kaspar in der entgegengeſetzten Richtung davon eilte.

Je näher er aber Ohrenbach kam, deſto langſamer wurde ſein Gang. Der Gedanke an die arme Käthe wurde ihm zu Blei und er grübelte, wie er ihr die traurige Botſchaft mittheilen könnte, damit ſie nicht zu ſehr erſchrecke. Die Mittagsſtunde war längſt vorüber, als er Ohrenbach erreichte. Simon Neuffer ſaß mit den Seinigen in der Stube um den großen Eichentisch und las laut aus der Bibel vor, die ein Geſchenk ſeines Bruders Andreas war. Er las das achte Kapitel aus dem Buche Samuelis, wo erzählt wird, wie Iſrael von dem Hohenprieſter begehrt, daß er ihm einen König mache, und Gott ihm beſiehlt, dem Volke zu willfahren, aber auch es zu warnen und ihm vorzuſtellen, wie ſchwer die Könige es beſaften und bedrüden würden. „Wenn Ihr dann ſchreien werdet zu der Zeit über Euren König, den Ihr Euch erwählt habt, ſo wird Euch der Herr zu derſelben Zeit nicht erhören.“ So las Simon eben, als Kaspar in die Stube trat.

Die Kinder hüpfen dieſem fröhlich entgegen; denn er gab ſich bei ſeinen Beſuchen viel mit ihnen ab, und ſie hatten ihn lieber, als ſeinen ſchwermüthigen Freund. Er herzte ſie und begann ſogleich, ſie zu necken und herumzujagen, wobei er dann beiläufig erwähnte, daß er dem langen Viehhart begegnet wäre.

„Und Dein Freund?“ fragte Käthe.
 „O, der Hans läßt grüßen.“ erwiderte er und bückte ſich zu dem Bübchen, damit er ſie nicht anzusehen brauchte. „Er kann halt nit kommen,“ fügte er ſo gleichmüthig, als er vermochte, hinzu. „Er hat ein Stück Arbeit vor, das er fertig ſchaffen muß. — Es iſt eilig; denn — hops, Martin, hops!“ Damit ergriff er das Bübchen und ſchwang es in die Luft.

„Was denn?“ fragte Simon. „Red' erſt!“
 „O, weil er doch bald wieder auf die Wanderschaft will.“ antwortete Kaspar, indem er den Buben auf den Fußboden ſtellte.

„Mehr! mehr!“ bettelte der Kleine.
 Käthe aber, die kein Auge von ihrem Better gelassen hatte, wiederholte betroffen: „Auf die Wanderschaft? Aber das iſt nit wahr, anſonſt müßt' ich's wiſſen.“

„Doch, doch!“ verſicherte Kaspar und wollte es durch ſeine Blicke bekräftigen. Käthe aber ſah ihn ſo feſt an, daß er die Augen wegwenden mußte.

„Du lügſt, Kaspar,“ rief ſie und ſprang von der Bank hinter dem Tiſche hervor. Sie ſahte ihn kräftig am Arm und rief: „Was iſt's? Schau mich an, ich will's wiſſen!“

„Nu ja,“ erwiderte er in der größten Verlegenheit. „Ich erzähl' ſchon. Erſchred' Dich nur nit. Es iſt halt ein Unglück geſchehen.“

„Was?“ fragten die anderen außer Käthe wie mit einer Stimme.

Kaspar ſuchte nach Worten. Käthe's Augen öffneten ſich weit. „Todt!“ kam es ſtockend über ihre Lippen, und kreidebleich fiel ſie auf die Bank zurück.

Kaspar nickte mit einem kläglichen Blicke. Ihn und allen

verſagte die Sprache. Die arme Käthe ſtarrte mit entſetzten Augen und halb geöffnetem Munde. Sie war wie gelähmt. Vater Martin wiegte mit einem jammervollen Geſicht den Kopf hin und her. Seine Schwiegertochter ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und dann ächzte ſie: „Heilige Mutter Gottes, wie hat denn das geſchehen können?“ Simon ſtrich ſich einige Male mit der Hand ſchwer über Stirn und Geſicht und forderte mit einer Stimme, die aus einer verbrochneten Kehlſe zu kommen ſchien, Kaspar zu erzählen auf. Bevor er noch begann, griff Käthe mit beiden Händen an ihre Schläfen und taumelte aus der Stube. Gleich darauf erkönte in der Küche ein ſo entſetzlicher Aufſchrei, daß den Erwachsenen das Herz gefror, und die Kinder ſich erſchreckt und weinend an die Mutter drängten. Dieſe aber ermannte ſich raſch; ſie ſchob die Kinder mit zitternder Hand zurück und eilte der Unglücklichen nach.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Stiergeſecht.

Nach dem Dänischen des J. B. Jensen.

(Schluß.)

Die Spannung im Publikum läßt etwas nach. Inzwiſchen iſt der Stier zur Thür geſchritten, durch die er hereingekommen iſt. Er neigt den Kopf zur Seite und ſchaut die Kiegel an, wie auf einer Zeichnung von Oberländer. — Sollte die Thür nicht aufgemacht werden können? Nein! Das iſt nicht die Meinung. Keineswegs. Die Matadore jagen ihn wieder hinaus auf den Sand. Nun ſucht ihnen der Stier durch einen Sprung über die Barriere zu entgehen, ein unerwarteter, herrlicher Sprung für einen Wiederläufer, unwillkürlich geht eine leichte Bewegung durch die Menge. Aber der Stier gelangt nur in einen ſchmalen Gang, aus dem er gleich wieder herausgejagt wird.

Vor der Loge des Präſidenten ſteht der Espada Enrique Vargas mit entblößtem Haupt, das glatte Prieſtergeſicht nach oben gewandt. Er bittet um Erlaubniß, das Spiel beenden zu dürfen. Er braucht nicht darum zu bitten, das Ganze iſt nur eine Formſache. Wollte er dagegen um Schonung für den Stier bitten . . .

Nein, darum bittet Enrique Vargas nicht. Dann betritt er mit Kammerdiener-Schritten den Sand; in der Linken hält er ein brandrothes Tuch, und die Rechte beſchreibt mit dem Degen deſſelbe, gewundene Linien. Erſt entkräftet und verwirrt er den Stier mit dem Tuch, danach ſticht er viermal verfehrt. Hat man je dergleichen geſehen! Zweimal bleibt die Klinge im Rücken des Thieres ſtehen, wird aber unter den Sprüngen des Stieres wieder herausgezerrt. Der Stich ſoll ganz genau eine beſtimmte Stelle treffen, und der Espada ſoll vor dem Stier in einer beſtimmten Stellung ſtehen. Er hypnotiſirt das Thier mit dem rothen Tuch und wenn es gelähmt von Zweifel und Rathloſigkeit ſtill ſteht, muß er eilends den Stich anbringen. Es gelingt ihm ſchlecht, und das Publikum ruft ihm höhneude Worte zu. „Ich finde auch, daß es unſaubere Arbeit iſt und ruſe von oben: Glender! auf ihn herab.“ Daß der fünfte Stich gelingt, das dankt ihm der Kund — er tritt zurück ohne Applaus, ſehr verlegen und Schamröthe im Geſicht.

Der Griff des Degens und einige Poß der Klinge ragen aus dem Rücken des Stieres hervor, der Neſt ſitzt tief in ſeinem Innern. Jetzt werden wir ſehen, ob es ein vollendeter Stoß war: wie lange wird es der Stier noch machen können? Er windet ſich, ſieht ſtill und krümmt den Rücken. Das Blut ſtrömt ihm aus dem Maule inſolge der inneren Verblutung. Der Stier ſteht verſtändnißlos mit gaffendem Maul da; er wirft den Hals weit zurück, um ſich um die ſchmerzende Stelle zu konzentriren, und da dieſe Stellung ſich gerade dazu eignet, brüllt er dazu einmal Mu! Mu!

Durch mein Bewußtſein fliegt ein loſes Fächchen Sommerſtimmung, grüne Wiefen, ein rieſelnder Bach und das ferne Muß eines Kindes.

Bald darauf beginnt der Stier zu ſchwanken. Die Matadore laſſen ihn auch jetzt noch keine Ruhe, getreulich umkreiſen ſie ihn mit ihren Mänteln und er ſtößt mit ſeinem vieredigen Haupt nach ihnen und bewegt ſich ſo gut er kann. Plötzlich fällt ihm wieder die Stallthür ein, das Geſühl erwacht in ihm, nach Haus zu wollen, und er ſchreitet dahin wie ein Mann, der ſeinen Affen zwar etwas unſicher, aber doch einer beſtimmten Richtung zuträgt.

Dem Stier iſt es nicht erlaubt, irgend welche Richtung einzuschlagen; er wird in den Kreis gejagt und macht in ſeiner Verzeiſung einen letzten Verſuch, einem der Menſchen die Knochen entzwei zu ſchlagen. Da er etwas ſchwindlig und betäubt iſt, achtet er nicht auf ſeine Augen, ſo daß die Zipfel der Mäntel direkt hineinſiegen.

Ja, ja, nur Geduld . . .
 Der Stier fährt in die Höhe und raſt darauf los, jagt alle miteinander über die Barriere. Einen Augenblick ſteht er dann und glöht zu ihnen hinauf und — ja, darnach legt er ſich nieder, legt ſich platt nieder. In dieſem Augenblick, da er zur Fläche gekommen iſt, fühlt er ſich etwas erleichtert. Ein paar Mal ſtedt er die Zunge in jedes Naſenloch und macht eine ſchludende Bewegung, vielleicht

daß er das Bedürfnis hat, sein letztes Futter wiederzukauen. Aber jetzt springen sie alle miteinander zu ihm hinunter und schlagen ihm die Mäntel in die Augen. Der Stier dreht den Kopf hin und her und zittert mit den Augenlidern. Dann erhebt er sich, da es nun einmal gewünscht wird, und steht und schwankt, wird von Todeschauern geschüttelt, hustet Blutklumpen aus, seigt und stößt mit den ohnmächtigen Hörnern nach den Matadoren. Und der lobige Kopf senkt sich, er wird so matt.

Erst als der Stier sah auf die Seite fällt, lassen ihn die Matadoren in Ruhe. Leider müssen die Stallknechte nach herbei — es ist eine schlechte Gestolade. Zwei-, dreimal steden sie dem Thier das Messer ins Rückgrat, bis es nach minutenlangen Krämpfen stirbt. Jetzt erscheinen die Stallknechte mit einem Gespann, und die todten Thiere werden im Galopp durch die Arena geschleift. Guh! hei! welch' triumphirender Anblick!

Das war Gefecht Nummer 1. Es fiel nicht besonders günstig aus, war nicht spannend und nur mittelmäßig tapfer; sieben Angriffe, viermaliger Sturz und zwei Pferde. Vanderillen gut. Gestolade sehr schlecht. Nummer 2, 3 und 4 hatten ebenfalls nur ein mageres Resultat. Nummer 5 dagegen war recht berwegen und brachte hübsche Momente. Drei Pferde. Antonio Fuentes stieß fünf mal niederträchtig, aber gut das sechste Mal. Antonio Fuentes muß sich zusammennehmen.

Der sechste und letzte Stier war gut, heftig gereizt, geplagt bis zu schäumendem Wahnsinn. Er riß acht Pferde auf. Aber „El Nacional“ berichtet mit einer gewissen Bitterkeit, daß drei freilich schon von den vorhergehenden Stieren so gut wie getödtet waren. Was soll eine derartige Ungehörigkeit? Wir bitten gefälligst um unversehrte Helle zum Aufschließen! Ist das etwa die Meinung, daß wir hier in Spanien todte Pferde umbringen sollen!

Hört einmal, auf welche Weise die acht Pferde getödtet wurden. Eins ward tief in die fleischige Vorderbrust gestochen und ungeworfen; beim zweiten Anprall ward ihm der Hals derartig gespalten, daß es auf der Stelle verendete. Der Pitador ergriff in zwischen die Gelegenheit, den Stier gleich mit der Lanze zu stechen, und als er später ächzend und voller Beulen aufgesammelt wurde, hinkte er unter Weisfallsbezeugungen davon. Ein Pferd ward vom Pitador so gewendet, daß es dem Stier, der mit dem Angriff zögerte, die Kehrschleife zuwandte. (Bravo.) In diesem Augenblick griff der Stier an und begrub sein eines Horn unter den Schwanz des Pferdes, hob es einige Minuten mit den Hinterbeinen von der Erde empor und rollte es schließlich der Länge nach zusammen. Und als das Pferd wieder zum Stehen kam, floß der rothe Saft in Mengen aus ihm heraus. Stürmische Heiterkeit durchbrauste die Menge. Aber mitten durch den Lärm hindurch hörte ich das Pferd schreien, wild und gellend wie eine Lokomotive in einer Bergluft. Im übrigen schwiegen die Pferde während der Martern. Dem einen ward das Maul aufgerissen, es schwieg aber, und da die Zähne hervorschimmerten, sah es aus, als lächle es wohlwollend. Dann wurde ihm der Schenkel gespalten, es schwieg noch immer und ging zum dritten Male vorwärts. Dies Mal ward ihm der Bauch aufgeschlitzt, der herausquellende Darm hinderte es am Gehen, aber noch immer machte es von diesen Kleinigkeiten kein Aufhebens. Erst bei einem vierten Zusammenstoß ward das Pferd gegen die Barriere gedrückt und zerrissen. Ein Pferd verteidigte sich und schlug hinten aus, aber nicht lange. Eins brüstete noch — Wuh! — als schon unter ihm die Eingeweide dampften. Ein anderes schüttelte den Kopf, bevor es sein Leben anschaute und verblutete. Ein drittes ward durch einen rasenden Wuthanfall des Stieres total zerquetscht und bekam nicht Zeit, seine Meinung in irgend einer Weise zu äußern. Eins drückte seinen Schmerz durch die Beine aus, als es genug bekommen hatte, die ganze eine Seite klappte, Lunge und Leber waren entblößt, es ging über den Sand, als ginge es auf Feuer. Gleich darnach fiel es um, ward geschlagen und zertreten, bis es den Gnadenstoß bekommen.

Und der Stier ward allmählig umgebracht. Er raste umher in seinem bitteren Schmerz, ohne Rache nehmen zu können. Ach nein! Und schließlich legte er sich hin, wie auch die anderen sich hingelegt hatten, durfte einige Male Athem holen, mußte sich dann von neuem verteidigen und stößen, mit schon unklarem Bewußtsein, bis er endlich todt hinsiel.

Damit war el corrida beendet. Sie hatten nichts getaugt diese Stiergeschäfte, sagten am anderen Tage die Zeitungen: Kein rechter Schwung, keine Vornehmheit beim Blutvergießen. . .

Kleines Feuilleton.

— **Rathschläge eines Redakteurs.** Der Redakteur eines englischen Blattes hat in einem Anfluge von „Galgenhumor“ seinen Mitarbeitern folgende Rathschläge ertheilt: So lange Sie zum Schreiben etwas anderes als Feder und Tinte gebrauchen können, hüten Sie sich, sie zu verwenden. Die Schrift könnte leicht zu deutlich sein und würde dann die Aufmerksamkeit des Redakteurs und des Setzers nicht genügend fesseln. Sind Sie aber durch den Zufall genöthigt, mit Tinte und Feder zu schreiben, so hüten Sie sich wenigstens, bei dem Wenden des Papiers Löschpapier zu benutzen; dies ist schon längst aus der Mode. Wenn Sie einen Fleck machen, mögen Sie sich Ihrer Zunge bedienen, um ihn zu entfernen. Derart wird es Ihnen auch gelingen, ihn auf einen größern Raum und in

gleichmäßiger Weise auszubreiten. Ein intelligenter Setzer fühlt sich nie mehr geschmeichelt, als wenn es gilt, einige zwanzig Wörter, die durch dieses Verfahren unleserlich gemacht wurden, zu entziffern. Wir selbst sahen deren mehrere eine halbe Stunde damit zubringen, sich eine Stelle zu lesen; während dieser Zeit suchten sie wie die Matrosen, was bei ihnen darauf deutet, daß sie höchst guter Laune sind. Wenden Sie nie Satzzeichen an; uns ist es sehr angenehm, wenn wir errathen müssen, was Sie eigentlich sagen wollten. Große Anfangsbuchstaben zu gebrauchen, ist ebenfalls überflüssig, so können wir wenigstens die Zeichen nach eigenem Gutdünken anwenden. Es ist vollkommen unnöthig, sich eine leserliche Handschrift anzueignen, sie verräth immer eine plebejische Abstammung und berechtigt überdies zu der Annahme, daß Sie in einer öffentlichen Schule Ihre Ausbildung erhalten haben. Eine schlechte Schrift deutet auf Genie hin. Viele Schriftsteller machen sich überhaupt auf diese Weise bemerkbar. Schließen Sie daher bei dem Schreiben die Augen und schreiben Sie so unleserlich wie möglich. Auf Eigennamen ist nicht besonders zu achten, denn jeder Setzer kennt den Vor- und Zunamen eines jeden Mannes, Weibes und Kindes auf der ganzen Welt, und wenn wir nur den Anfangsbuchstaben eines Namens errathen zu können glauben, so genügt dies vollkommen; wohl ist es wahr, daß wir jüngst Samuel Marisgon statt Lemuel Messinger gedruckt haben, doch wird dadurch gewiß kein gebildeter Leser irreführt worden sein. Also nochmals, achten Sie nicht auf den Eigennamen. Sehr vortheilhaft ist es, beide Seiten des Papiers zu beschreiben, und wenn sie vollgeschrieben sind, und man einige hundert Zeilen beifügen muß, empfiehlt es sich, über die Quere zu schreiben, denn noch ein Blatt deshalb zu opfern, wäre wahrscheinlich des Guten zu viel gethan. Wir sind im siebenten Himmel, wenn wir solch ein Manuskript in Händen haben: am liebsten wäre es uns, wenn wir auch den Schreiber in einem stillen Winkel unter unsern Händen hätten. Wie wäre die Rache süß! Das braune Padpapier ist zum Schreiben besonders verwendbar; wenn Sie aber eben keins haben, so kann man auf der Strafe wohl im Vorbeigehen von einem Platate das nöthige Papier abreißen. Falls man sich eines solchen Papiers bedient, ist es rathsam, auf jene Seite zu schreiben, die beklebter ist. Wenn ein Artikel beendet ist, so trage man ihn, ehe er der Redaktion zugesandt wird, einige Tage in der Tasche mit sich herum. Würde der Artikel mit Bleistift geschrieben, so sind die Vortheile des Systems unschätzbar. Suchen Sie ein oder das andere Blatt zu vertieren; die Zusammenfügung loser, nicht numerirter Blätter macht uns stets besondere Freude. —

Kunst.

— Der Bildhauer Professor Ludwig Manzel zu Berlin ist zum ordentlichen Lehrer an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbe-Museums ernannt worden. Manzel ist der Schöpfer des Monumentalbrunnens für Stettin, der im Herbst dieses Jahres enthüllt werden soll. — Die nächste Nummer der „Neuen Welt“ bringt eine Abbildung dieses bedeutenden Werkes. —

Archäologisches.

—n. **Wie das Zifferblatt unserer Uhr entstand.** Wenn wir den Dingen, mit denen wir dauernd von Kindheit an zu thun haben, dieselbe unboreingenommene Aufmerksamkeit zu schenken vermöchten wie den entfernteren und mehr fremden Verhältnissen, so müßten wir uns immer von neuem darüber wundern, wie wir dazu gekommen sind, die Tageszeit nach zweimal 12 Stunden zu rechnen und nicht, wie es ja neuerdings freilich mit vielem Eifer angestrebt wird und wie es die Astronomen schon lange thun, von 1 bis 24. Daß uns diese Eigenthümlichkeit so wenig auffällt, liegt daran, daß der Ursprung derselben in das fernste Alterthum zurückreicht. Man weiß längst, daß die eigenthümliche Bezeichnung der Zahlen 5, 12 und 60 eine Erbschaft von den alten Babyloniern her ist. Ueber die Entstehung dieser Zeiteintheilung lag noch manches im Dunkeln, das jetzt durch Untersuchungen des Orientforschers Hugo Winckler stellenweise überraschend erhellt wird. Dieser stieß in altmesopotamischen Inschriften verschiedentlich auf das bisher unerklärte Wort Chamuschtu, das jedenfalls die Bezeichnung eines Zeitabschnittes von geringerer Länge als der Monat gewesen sein mußte. Winckler hat nun festgestellt, daß derselbe ein Zeitraum von 5 Tagen war, und dieser Abschnitt steht wiederum in Zusammenhang mit der Tageseintheilung, die wir noch heute besitzen. Freilich wurde der Tag niemals wie jetzt in 12 Tages- und 12 Nachstunden eingetheilt, sondern in 12 Doppelstunden. Diese Eintheilung hatte folgenden Grund: Der Sonnen-Durchmesser bedeckt etwa die Länge eines halben Grades am Himmelsgewölbe, also den 300. Theil des Halbkreises (von 180 Graden), den die Sonne in ihrem Tageslaufe beschreibt. Nach unserer Zeitrechnung durchläuft also die Sonne den Längenabschnitt ihres eigenen Durchmessers in dem 300. Theil der 12 Tagesstunden, also in zwei Minuten. Da die alten Babylonier diesen Zeitabschnitt, in dem die Bewegung der Sonne ihren eigenen Durchmesser durchschreitet, als Zeiteinheit wählten, so kamen sie demnach nicht auf unsere heutige Minute, sondern das Doppelte derselben, also auf die Doppelminute. Demnach wurde auch der Tag in 12 Doppelstunden eingetheilt, da die 12 neben der 5 die heilige Zahl dieses Volkes war (die Multiplikation dieser beiden Zahlen ergab die dritte hervorragende Zahl ihres Systems, nämlich 60). 60 dieser Doppelstunden ergaben dann die erst jetzt erklärte Einheit von 5 Tagen, die Chamuschtu. In der folgerichtigen Durchführung dieser Rechnung hätte nun der nächsthöhere Zeit-

abschnitt 12 Chamuschtu, also 5 mal 12 Tage umfassen sollen, was einem Doppelmonat von 60 Tagen entsprochen hätte. Dem stand nun aber der gewöhnliche Monat, dessen Länge von etwa 30 Tagen die in Himmelsbeobachtungen gut geschulten Babylonier natürlich frühzeitig aus der Bewegung des Mondes erkannten, gegenüber. Man muß sich nun vorstellen, daß man diese Unterscheidung eines Doppelmonats und eines einfachen Monats rücksichtlich auch auf die Tageseinteilung übertrug und demnach neben der Doppelstunde eine einfache Stunde und neben der Doppelmminute eine einfache Minute unterschied, so daß damit die Einheiten unserer heutigen Uhr bereits gegeben waren. Da nun ferner die Theilung des Tages in Tag und Nacht ebenso wie des Jahres in Sommer und Winter (vergl. 1. Mose 8., Vers 22 und Psalm 74, Vers 16—17) von frühesten Zeiten an angenommen war, so lag es nahe, die zweimal 12 Stunden auf Tag und Nacht zu verteilen, zumal so die alte Einheit 12 beibehalten werden konnte. Noch eine sehr merkwürdige Entdeckung hat Winkler auf grund seiner Erklärung des Wortes Chamuschtu gemacht, nämlich eine einwurzelsfreie Erklärung der sagenhaften Entstehung der Septuaginta, der griechischen Bibelübersetzung, die in der katholischen Kirche noch jetzt die maßgebende ist. Bekanntlich soll dieselbe dadurch entstanden sein, daß auf Veranlassung von Ptolemäus 72 Gelehrte für sich die Bibel in das Griechische überetzten und wunderbarerweise alle in demselben Wortlaute. Diese Sage ist nunmehr als ein alter Jahresmythos aufzufassen, da das Jahr aus 72 mal 5 Tagen, nämlich aus 72 Chamuschtu, besteht. Es würden also nicht 72 Uebersetzer gewesen sein, sondern 5, die in 72 Tagen ihr Werk vollenden, ebenso wie das Jahr durch 72 Chamuschtu vollendet wird. Und in der That giebt es eine jüdische Uebersetzung, nach der die Bibelübersetzung durch 5 Aelteste ausgeführt worden sein soll. —

Aus dem Gebiet der Chemie.

1. Gefährliche Gerüche. Es giebt Stoffe, die einen solchen Geruch ausströmen, daß er die Geruchsnerven für längere Zeit vollkommen zu lähmen im stande ist. Berzelius, der berühmte schwedische Chemiker, der das Element Selen entdeckte, experimentirte einst mit diesem Elemente, wobei etwas reines Selenwasserstoffgas in seine Nase gelangte. Die Geruchsnerven waren dadurch derart angegriffen, daß es ihm noch tagelang unmöglich war, den für gesunde Nasen unerträglich starken Geruch einer konzentrirten Ammoniaklösung wahrzunehmen. Auch der Qualität nach ist der Geruch von Selenwasserstoff höchst unangenehm, denn er besitzt eine nahe Verwandtschaft mit dem von saulem Meerrettig. Noch schlimmer aber ist der Tellurwasserstoff. Man erzählt, daß ein Arzt einmal eine merkwürdige Anwendung von demselben machte. Eine von ihm behandelte Kranke weigerte sich durchaus, sich die nöthige Ruhe zu gönnen, weil sie angeblich die Gesellschaft nicht entbehren konnte. Der Arzt gab ihr nun eine Pille, die eine ganz geringe Menge Tellur enthielt; dadurch bekam der Athem der Dame ein derartiges Aroma, daß sie es einen Monat lang nicht wagen konnte, mit Menschen zusammenzukommen. Die Ursache blieb ihr natürlich verheimlicht. Von dem sonst so angenehmen Duft der Rosen sagt man vielfach, daß er Schnupfen erzeuge, und es giebt nervöse Personen, die so fest davon überzeugt sind, daß sie sich sogar von papierenen Rosen einen Schnupfen holen. Diese Wirkung müßte in dem süßartigen aromatischen Del der Rosenblüthe ihre Veranlassung haben. —

Technisches.

k. Eine elektrische Rohrpost soll demnächst in Budapest in Betrieb gesetzt werden. Die bis jetzt in anderen Städten bestehenden Rohrpost-Anlagen bestehen bekanntlich aus einem dicht schließenden Rohr, in das eine Metallkapsel genau eingepaßt wird, so daß es, wenn eine solche Kapsel in dasselbe eingesetzt ist, vollständig verschlossen und ausgefüllt ist. Das Rohrnetz ist gewöhnlich über die ganze Stadt vertheilt, und verbindet die einzelnen Postämter unter einander. Zur Beförderung der Kapseln, die zu öffnen sind und die Briefe enthalten, wird von einer Centrale aus stark zusammengedrückte Luft in das Rohrnetz geleitet, die die einzelnen Kapseln vor sich herreibt. Diese Art der Einrichtung ist gegenüber dem elektrischen Betrieb schon dadurch im Nachtheil, weil dabei das Gewicht und die Größe der Briefe sehr beschränkt ist, während bei der neuen elektrischen Budapest Anlage nicht nur Briefe, sondern auch Pakete befördert werden sollen. Auch die Sicherheit des Betriebes ist viel größer als bei dem Luftdruckbetrieb, weil kleine, durch Elektromotoren getriebene Wagen verwendet werden, die natürlich viel geräumiger sind als die Kapseln. Wahrscheinlich wird der elektrische Betrieb auch bedeutend billiger sein als der alte mit Luftdruck, wodurch jedenfalls auch eine niedrigere Portotaxe eingeführt werden dürfte. —

Humoristisches.

— Mober, Du brulst de Farken nich to verlöpen! Die Pastorenfamilie saß gerade beim Mittagessen. Der Pastor legte seine Serviette weg und jagte lustig: „Liebe Katinka, wir müssen doch wohl die beiden Ferkel verlaufen. Sonst kommen wir nicht aus, bis das nächste Gehalt eintrifft. Aber Sorge Dich deshalb nicht, der Herr vergißt die Seinen nicht.“ — „Ja, lieber Papa,“ antwortete die Pastorin, „Du bist mir wirklich eine rechte Stütze mit Deinem unerhöhrlichen Glauben. Ich werde morgen mit Jochem sprechen, daß er die Ferkel mit auf den Markt nimmt.“

Während eines von den Kindern das Tischgebet sprach, klingelte es plötzlich an der Hausthür. Der älteste Junge lief hinaus: „Vater, es ist ein Bauer, der Dich sprechen will.“

Der Pastor ging hinaus.

„Nun, was wollen Sie denn, mein lieber Mann?“

„Jo, Herr Pastor, Se hebbt jo wull hört, dat min Dochter krank wer, un leyt Nacht is se sturwen — un nu wull id man fragen wegen de Lief.“

„Heute ist Montag — also Mittwoch könnte die Beerdigung stattfinden.“

„Jo, Herr Pastor, dat wer mi schon recht — äwer id wull man fragen — id wull ehr giern recht schön begraven laten — un id wull Se man fragen, woveel dat köst.“

„Ja,“ meinte der Geistliche, „für eine stille Leiche, das heißt also, wenn die Leiche nur am Grabe eingeseget wird, betragen die Gebühren acht Mark, wenn aber —“

„Ree, Herr Pastor, id wull äwer en Red —“

„Ja, mein lieber Mann, da haben wir also noch die sogenannte Kollatenleiche mit einer kleinen Ansprache für die Kirche, worauf für die Armen gesammelt wird und dann —“

„Neiver, Herr Pastor, id wull jo en richtige lange Red in de Kerf.“

„Sie meinen also eine „große Leiche“, erst Trauergottesdienst in der Kirche und noch die Rede am Grab?“

„Jo, Herr Pastor, dat wull id.“

„In diesem Fall würden die Gebühren etwa dreißig Mark betragen. Kommen Sie mit in mein Zimmer, damit wir alles nähere festlegen.“

Die Kinder des Pastors hatten im Hintergrund gestanden und aufmerksam zugehört. Als der Vater in seinem Studierzimmer verschwunden war, stürzten sie zur Mutter hinein und schrien im Chor: „Mober, Mober, Du brulst de Farken nich to verlöpen, Vadder heit en grote Lief for Mittwoch.“ —

(„Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

— An der egyptischen Augenkrankheit ist in Böhmen ein Drittel der Säugkinder erkrankt. Die Schulen sind von den Behörden geschlossen worden. —

— Einem Gutsbesitzer in Roggen bei Elbing gingen bei einer Ausfahrt die Pferde durch. Die Insassen stürzten aus dem Wagen. Er selbst wurde schwer verletzt, seine Frau getödtet. Eine Verwandte erlitt ebenfalls schwere Verletzungen. —

— Die Podenerkrankungen nehmen in Bruch (Westfalen) in erschreckendem Maße zu. Alle Versammlungen und Feste sind polizeilich bis auf weiteres verboten worden. —

— Am 1. Juli wurde in München eine internationale Ausstellung illustrirter Postkarten eröffnet. —

— In der Bildergalerie zu Karlsbad wurde ein Oelbild auf Kupferblech von David Teniers (16. Jahrhundert) aus dem Rahmen gebrochen und gestohlen. —

— 42 leichte Erdstöße am Sonnabend und ein stärkerer Erdstoß am Sonntag früh wurden in Sign und Umgebung (Dalmatien) veripürt. Die Ortschaften sind beschädigt. Fast alle Gebäude sind arg mitgenommen oder eingestürzt. Die obdachlos gewordene Bevölkerung lagert im Freien. —

— Auf der Warschau-Petersburger Bahn wurde zwischen den Stationen Bialystok und Lapy ein bei unverschlossener Barriere über das Geleise fahrender Bauernwagen mit zwölf Hochzeitsgästen vom heranbrausenden Sammelzuge erfasst und zermalmt. Neun Personen waren sofort todt, eine ist schwer verletzt. Nur zwei Insassen sind mit dem Leben davon gekommen. —

— Ein Lustschiffer und zwei französische Offiziere wollen die Sahara in einem Luftballon durchqueren. Sie beabsichtigen am Golfe von Gabes anzusteigen und im Nigertwintelgebiet zu landen. —

c. e. In London ist jüngst ein alter Junggeselle gestorben, der sein Vermögen acht Frauen hinterließ, die nacheinander seine formellen Heirathsanträge zurückgewiesen hatten. Diese Generosität erklärte er in seinem Testament folgendermaßen: „Dadurch, daß sie meine Anträge zurückwiesen, gestatteten mir diese Damen, ein ruhiges Leben zu führen, frei von den Verdrießlichkeiten des Familienlebens; sie verdienen daher die Dankbarkeit, die ich ihnen beweise.“ —

— Barbarei in England. Dem englischen Parlament ist ein Ausweis über die von englischen Richtern in ihrem Urtheil verhängte körperliche Züchtigung vorgelegt worden. Es verhängte Richter Day 3766 Hiebe über 137 Verbrecher, Richter Grantam 688 Hiebe über 31 Verbrecher, Richter Lawrence 195 Hiebe über 9 Verbrecher, Richter Bruce 509 Hiebe über 23 Verbrecher, Richter Collins 255 Hiebe über 19 Verbrecher, Richter Wills 128 Hiebe über 7 Verbrecher, Richter Hall 829 Hiebe über 44 Verbrecher und Richter Fulton 557 Hiebe über 39 Verbrecher. —